



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

überspringt, welche die Demokratie vorläufig zusammenbringen soll, um die gute Presse zu subventioniren. Die Polizei hat gar nicht schlaue gehandelt, als sie diese Papiere veröffentlichte, denn eine so unnatürlich lächerliche Vogelscheuche wird auch nicht den kleinsten Sperling mehr vertreiben. Daß sich außerdem unter diesen Emigranten ein Separatclub nach dem andern bildet, und daß ein Führer den andern regelmäßig als Schwachkopf oder Reactionair bezeichnet, giebt der ganzen Geschichte vollständig die angemessene Fassung.

Ernsthafter, als diese demokratischen Pöffen, ist die an Constanz, Ordnung und Energie immermehr zunehmende Agitation in der katholischen Kirche. Die Beschwerdeschrift der katholischen Geistlichkeit von Schlesien, die den Fürsten den Protestantismus als erste Quelle der Empörung und Anarchie denuncirt, ist ein Symptom davon, die Anrufung der Rheinbundsacte zu Gunsten der mecklenburger Neukatholiken ein anderes. Wir werden fortfahren, auf diese Bewegung ein wachsameres Auge zu richten.

W o c h e n b e r i c h t.

Eine norwegische Landschaft *). — Während ich mich ankleidete, beobachtete ich von dem Fenster meines Zimmers aus die Abwechselungen von Licht und Schatten, die über die breite Seite des Gousta-Fjeld dahin zogen. Er war noch immer von Wolken umgeben, als ich aber auf die kleine Aue hinab ging, konnte ich den Gipfel sehen, der von diesem Punkte aus das Ansehn eines abgestuften Kegels hatte. Er war von einer Abdachung steiler Klippen umgeben, deren Furchen mit Schnee angefüllt waren, während die zwischen den weißen Streifen scheinbar in regelmäßigen Zwischenräumen hervorragenden nackten Felsenrücken eine gewundene Krone bildeten, wie sie dem riesenhaften Monarchen, der über ein ungeheures Gebiet des umliegenden Landes hoch emporrage, mit Recht zukam. Norwegens Gebirge sind nicht in Vergleich zu bringen mit jenen ausgedehnten Gebirgsketten von scharf begrenzten Umrissen und von hohen Gipfeln überragt, welche, aus der Ferne gesehen, anderen Alpenlandschaften so großartige und erhabene Züge verleihen. Gousta-Fjeld, obgleich bis zu einer Höhe von 5540 Fuß ansteigend, ist vielleicht der vereinzeltste Berg der norwegischen Gebirge. Vom Fuße der Klippen, die seinen Gipfel krönen, steigen seine Abhänge in steilen Schwingungen bis zu der Thalebene des Maan herab, und sein unterer Theil ist mit Wald bekleidet. Das Auge umfaßte die schönen Verhältnisse dieses Riesens mit einem einzigen Blicke.

So vergingen einige Stunden des Morgens. Der Rest des Tages wurde in einem glücklichen Zustande ruhigen Behagens, welchem die überstandenen Mühen und die Aus-

*) Wir geben diese Schilderung als Probe aus dem im vorigen Hefte angeführten vor-
trefflichen Werk: Norwegen und sein Volk, von Thomas Forester. Aus dem Eng-
lischen von Lindau. (Dresden, Künke.)

sicht auf die uns noch bevorstehenden größeren Beschwerden einen doppelten Reiz gaben, an dem Ufer des Flusses zugebracht, zu Wanderungen durch den Wald und zur Ersteigung der Abhänge des Gousta-Fjeld verwendet. Welche reine heitere Luft durchwehte dieses hohe abgeschlossene Thal. Wie reizend waren die sonnigen Lichtungen im Dickig, welche ein Teppich von üppig prangenden wilden Blumen und köstlichen Waldbeeren bedeckte. Und wie großartig war der Wald, der den Fuß des Berges schmückte! Wie andere Wälder, deren ich bereits gedacht habe, zu weit entlegen, um von Menschen heimgesucht zu werden, waren Zeit und Sturm die einzigen Gewalten gewesen, welchen die stattlichen Bürger dieses Waldes sich hatten beugen müssen, und er zeigte die großartigen rührenden Züge, die dem Urwald eigenthümlich sind. Die stattlichen Gestalten einzelner Bäume, welche den Stürmen von mehr als hundert Wintern widerstanden hatten; die malerische Erscheinung anderer, die entwurzelt quer auf den geraden Stämmen eines jüngeren Geschlechtes lagen, deren vereinigte Kraft unter dem ungeheuren Gewichte zu zittern schien — ein Bild der Jugend, die das Alter stützt — und endlich das Rührendste von allen, jene eisgrauen schimmlichen Niesen des Waldes, die in allen Graden des Verfalls auf dem Boden lagen. Wir hatten hier Gelegenheit, unsere Schätzung hinsichtlich der Höhe, welche die Fichte an günstig gelegenen Stellen erreicht, zu berichtigen; wir hatten uns nicht verrechnet; es kostete sechzig Schritte, um die Länge einiger dieser hingestreckten Säulen zu messen. Auf einen der Stämme, der noch immer seine gerundeten Formen besaß, setzten wir den Fuß, die ausgedorrte Faser vermochte dem schwachen Drucke nicht mehr zu widerstehen und unser Fuß drang bis tief in das Innere einer Masse, die als Bauholz zu einem stattlichen Schiffe benutzt, stolz den Bogen des heftigsten Sturmes getrotzt haben würde. So muß alles, das erhaben, alles, das stark, alles, das mächtig ist, endlich in Staub zerfallen!

Um halb vier Uhr nächstens Morgens strahlte die Sonne bereits auf die gerietelte Krone des Gousta-Fjeld; über seinem Gipfel schwebte eine leichte fast unbemerkbare graue Wolke. Wir beschleunigten die Vorbereitungen zu unfrem Aufbruche, und wanderten in nordöstlicher Richtung thalaufwärts. Für einige Stunden gingen wir durch grüne Wiesen und kleine Kornfelder mit zerstreuten Häusern, die auf dem schmalen Raume zwischen dem Flusse und den Bergen lagen. Nachdem wir hierauf durch ein kleines Dorf gegangen waren, wurde die Gegend etwas unfreundlicher und wir traten in einen Wald von Zwergbirken, welche über dem Flusse hingen, der unterhalb, von zahlreichen Stromschnellen unterbrochen, brausend dahin floß. Bei einer Ecke des Weges uns zurückwendend, lag der Gousta-Fjeld, über die niedrigeren Höhen des Thales sich erhebend, in seiner ganzen Majestät vor uns — nicht mehr wie von Däl aus gesehen, sondern stolz aufsteigend bis zur ganzen Höhe seines stattlichen Kegels, dessen schneeiger Gipfel leicht gekerbt erschien, während die Abhänge mit großen Schneeflächen bedeckt waren. Mein Gefährte stizirte eilig die Umrisse dieses großartigen Bildes, ich aber ging langsam weiter, bis ich bei einer neuen Wendung des Weges in einer Ferne von ungefähr einer norwegischen Meile, wo die Reihe dunkler Klippen den obersten Theil des Thales verschlossen, eine leichte am Horizonte schwebende Wolke bemerkte. Sie war so leicht und flüchtig, daß es für jeden, der weniger aufmerksam nach den ersten Anzeichen des Wasserfalls gespäht hätte, schwer zu entscheiden gewesen sein würde, ob sie der Erde oder dem Himmel angehörte. Ich wollte nicht im Voraus den Anblick eines Schauspiels genießen, von welchem wir uns einen so großen Genuß versprochen; ich ging daher

zurück und verkündigte freudig meine Entdeckung. Als wir hierauf weiter gingen und bei jedem Schritte die Züge des herrlichen Schauspiels deutlicher hervortreten sahen, stieg unsre Begeisterung immer höher. Wir hatten bis jetzt, wäre jene kleine Wolkensäule nicht gewesen, noch nicht bestimmen können, von welchem Punkte aus der Wasserfall, dessen fernes Brausen wir jetzt zu vernehmen begannen, vor unsrem Auge erscheinen würde.

Aber die Gegend wurde, auch von dem Wasserfalle abgesehen, je mehr wir uns dem Ende des Thales näherten, im höchsten Grade anziehend. Die Berge bildeten einen weiten Halbkreis, durch welchen sich eine frischgrüne Landenge zog, die von einem der tieferen Abhänge ausging und sich fast über die ganze Thalebene erstreckte. Gerade, über, aber jenseits des Halbkreises zeigte sich die steile Klippenmauer, durch welche mittelst einer Schlucht der Fluß seinen Weg nimmt. Auf der einen Seite erhoben sich mächtige Massen nackter Gebirge in steilen Umriffen, von deren Fuße aus grüne Abhänge in sanften Wellen sich hinab in das Thal verließen. Einige waren mit zackigen Fichten, andere mit hangenden Birken bekleidet und bildeten mit der langen Wiesenfläche den Vordergrund des Bildes. Auf der andern Seite waren die Abhänge der Berge bis zum Gipfel mit Fichtenwaldung bedeckt. Im Hintergrunde erhob sich über die ganze Umgebung die gerundete Masse eines der Gebirge weit nach Südwesten in der Richtung nach dem Miös-Band. Zur Rechten sah man den Gipfel des aus dem Thale des Maan nach dem Hochlande führenden Passes, wo er sich eben durch eine Schlucht der umliegenden Berge um einen der steilen Gipfel wand. Dies war das Bild, dessen einzelne Züge unter den fortwährend wechselnden Wirkungen der Farben, des Lichts und des Schattens und unter dem zunehmenden Tosen des Wasserfalls allmählich vor unsren Blicken sich entfalteten, während wir unsren Weg längs der Schluchtufer verfolgten. Der eigenthümliche Charakter des Ganzen war anmuthig und harmonisch, nicht ohne einen gewissen Anflug von Majestät, aber nicht jenen höchsten Grad von Großartigkeit erreichend, der andere und wildere Naturbilder wahrhaft erhaben machte.

Ungefähr eine Stunde von unsrem ersten Aussichtspunkte wurde das Bild, welches ich zu beschreiben versucht habe, durch die Erscheinung des Hauptgegenstandes, des Wasserfalls selber vervollständigt, und unser Weg führte uns gerade zu dessen Vorderseite. Die auffallendsten Züge, die uns hier zunächst entgegen traten, waren zwei senkrechte Felsenmassen, deren jede wenigstens 500 Fuß hoch war und die auf entgegengesetzten Seiten schroff als die Außenwände der steilen Klippe hervortraten, welcher der Wasserfall durch eine Kluft entströmt. Diese mächtigen Säulen bildeten den Eingang, das Riesenportal einer ungeheuern Höhlung, welche den Wasserstrom aufnimmt. Ihre scharfen eckigen Umriffe standen in auffallendem Contraste mit den Abhängen und Schwellungen der umliegenden Höhen und den Dunstwolken über ihren Gipfeln. Aber wer soll die Tiefen jener dunklen Höhle erforschen und all die Wunder eines der geheimnißvollsten Schreine der Natur verkünden! Welche Feder, welcher Pinsel könnte das immer wechselnde Spiel der Schaumwolken entsprechend darstellen, die jene Höhlung erfüllten, — die drohend und wirbelnd vom leisesten Windhauch hin und hergetrieben wurden und leicht wie Luft über dem unterhalb schäumenden und siedenden Kessel schwebten!

Eben so unmöglich ist es, mehr als einen schwachen Begriff von der Masse des Wasserfalls zu geben, wie sie in einer einzigen ungeheuern Säule sich in die Tiefe stürzte. Ich spreche von einer Masse. Es war vergeistigtes Wasser; es schien während seines Laufes durch das gewundene von Stromschnellen zerrissene Bett, in welchem es

oberhalb des Wasserfalles tobte, seine Natur verändert zu haben, und ergoß sich luft-erfüllt über den Abgrund, nicht sowohl in einer ununterbrochenen Masse, sondern vielmehr in einzelnen auf einander folgenden weißen Dampfgewinden, die leicht und schwebend von dem Gipfel herabstürzten, als hätte das Element seine specifische Schwere verloren, und aus den dunklen Höhlen unterhalb wieder sich erhebend, in jenen phantastischen Gestalten emporstiegen, die ich zu beschreiben versucht habe. Das Herabfallen jeder Welle des mächtigen Gießbaches war von einem zischenden Tone begleitet, nach welchem der Wasserfall „Njukan“ — der dampfende oder schnaufende Wasserfall benannt worden ist — von dem heiseren Athemzuge des geheimnißvollen Geistes, der, seitdem es in dieser wunderbaren Werkstätte Zeit gegeben hat, mit unermüdlicher Thätigkeit gearbeitet und mit unaufhörlichen Schlägen diese aus Dampf und Wasser gemischten Massen herabstürzen lassen wird, bis jene endliche Katastrophe kommt, wo eine noch stärkere Naturmacht selbst das feste Bauwerk dieser Granitfelsen vernichtet.

Der gewöhnliche Punkt für eine nähere Ansicht des Wasserfalls ist eine kleine grasige Plattform, die auf dem rechten Ufer ungefähr zwei Drittel über dem Fuße des Wasserfalls hervorpringt. Wir erreichten sie, indem wir von dem Pferdeweg, den wir bisher verfolgt hatten, ablenkten und ziemlich eine Stunde lang über bewaldete Klippen kletterten. Die Steigung war steil und beschwerlich, die Hitze drückend und ich war froh, als ich mich keuchend auf das Gras werfen konnte, das den Abhang bedeckte und wo das Auge alle Einzelheiten des herrlichen Schauspiels überblicken konnte, während mein jüngerer und kühnerer Gefährte in das Dickig drang und nach dem Fuße der Klippen hinabkletterte. Man hatte uns von einem Wege gesagt, auf welchem man nach dem Oberlande gelangen könnte, ohne nach dem Pfade zurück zu kehren, welcher mit einem Umwege nach dem bereits erwähnten Pässe führte. Wir verfolgten diesen Pfad längs der abhängigen Flächen schlüpfriger Felsen, die am Fuße des Wasserfalles in das Becken versanken, durch Spalten und über Klippen, welche kaum Raum zum Fuß boten; wir kletterten von einer Felsenplatte zur andern und hielten uns an verbüttete Büsche und hervorstehende Felsenspitzen, die beide nur einen sehr unsicheren Halt gewährten. Ueberhangende, senkrecht sich erhebende Felsen über uns und tausend Fuß unter uns das tosende Wasser — es erforderte unsren ganzen Muth, unsre ganze Gewandtheit und Ausdauer. Ein Fehltritt wäre unvermeidliches Verderben gewesen. Auf halbem Wege stand in einem Spalte des nackten Felsens eine vereinzelte Fichte, die ihre verwitterten und verstümmelten Glieder über den gähnenden Abgrund streckte, aber trotz aller Einwirkungen des Sturmes sich noch immer mit festen Wurzeln in dem Spalte erhielt. Mit Sicherheit uns an ihren kräftigen Stamm lehnend, gönnten wir uns einige Augenblicke der Erholung und begannen dann aufs Neue die mühsame Arbeit, den gefährlichen Pfad zu erklimmen, der uns endlich auf die Landfläche oberhalb des Wasserfalls brachte.

Es war ein mit großem Kräuterwerk bewachsenes, von Felsenmassen beschwertes Moorland. Die Gegend hatte plötzlich einen anderen Charakter angenommen; die Fichte wich der Zwergbirke und der Saalweide. Es gab hier eine neue Flora von den prächtigsten lieblichsten Farben und das Hochland erstreckte sich in wellenförmigen Schwingungen weit hinaus nach der blauen Kette ferner Gebirge. Bisher hatte uns unser Weg, obgleich er sich zuweilen bei dem Uebergange aus dem einen Thal in das andere

etwas erhoben hatte, noch nicht über die Region der Fichten hinausgeführt. Wir waren bis hieher durch Gegenden gereiset, die uns einige der überraschendsten Wald- und Thallandschaften Norwegens gezeigt hatten — und was könnte es Anziehenderes geben als ein fruchtbares norwegisches Thal! Wie schön sind die Landschaften am Mid, in Sillejord, Hjerdal, am Tind=Soe und vor allem am Maan=Elv, dessen Thal wir eben verlassen hatten. Aber hier oben in dieser höhern Region war die Luft rein und erquickend, nachdem die schwüle Atmosphäre des Gebirgspasses hinter uns lag, den wir zur Mittagszeit verfolgt hatten — vor uns lag eine unbegrenzte Aussicht über blaues Hochland und schneebedeckte Gebirge und wie anziehend war der Vorsmack von dem Hirtenleben, das in dieser unermesslichen Einsamkeit, die wir jetzt betraten, das einzige Zeichen von Civilisation war.

Wir hatten so lange bei dem Wasserfall verweilt und der Ausgang aus dem Thale war so beschwerlich und ermüdend gewesen, daß es fast vier Uhr Nachmittags war, als wir den Gipfel des Passes erreichten. Es gab für eine Entfernung von sechs bis sieben norwegischen Meilen kein anderes Haus, von welchem wir irgend eine Kunde hatten, als das des „guten Gunnuf“ in Baagen und dieses war noch zwei norwegische Meilen entfernt. Dagegen konnten die ersten Saeter oder Milchhütten der Sommerweiden nicht weit mehr entfernt liegen und dort konnten wir Erfrischungen erhalten, deren wir sehr bedurften. Der fast unbetretene Weg über Moor und Sumpf und Steine und durch die grasigen Becken, die gewöhnlich einen kleinen See oder Sumpf umgaben, schien endlos zu sein, bis endlich am Ufer eines dieser kleinen Seen, umgeben von abhängigen Höhen, auf welchen Herden von Kühen weideten, die ersehnten Hütten vor unsren Blicken erschienen. Ein Schwein und eine Ziege wurden einstweilen aus einer dieser Hütten verjagt, um den ungewohnten Gästen Platz zu machen, und wir schlürften, auf einem Holzklotz sitzend, in einzelnen Zügen die köstliche Milch, die man uns gastfreundlich vorsetzte. Das Gefäß enthielt wenigstens eine halbe Gallone, aber die Milch dieser Hochlandmilchereien ist zwar von der vortrefflichsten Art, jedoch so leicht, daß sie den Magen nie zu beschweren scheint. Die Abendmahlzeit, ebenfalls aus Milch bestehend, siedete in einem ungeheuren eisernen Topfe, der über einem neben dem Eingange angebrachten plumpen Herde hing. An den rohen Baumstämmen, welche die Wände bildeten, waren Breter befestigt, die mit Milchäschen und Käsen angefüllt waren. Zwei blondhaarige Mädchen standen dieser Milchwirthschaft als Leiterinnen vor. Es waren heitere Geschöpfe, deren frohe frische Laune vielleicht nur von ihrem Erstaunen über das Erscheinen von Fremden, die noch dazu Engländer waren, übertroffen wurde. Sie lachten über jedes Wort, das wir zu ihnen sprachen, nöthigten uns, reichlich von ihrer Milch zu trinken und nahmen nicht ohne großes Widerstreben die kleine Münze an, die wir ihnen als Erkenntlichkeit für ihre Gastfreundschaft in die Hand drückten — die Gabe war offenbar etwas eben so Unerwartetes als Ungewöhnliches.

Auf diese Weise erquickt zogen wir wohlgenuth weiter und schon erschienen die Schatten des Abends, ehe wir den Ort unserer Bestimmung erreichten. Die ringsumher herrschende Ruhe wurde nur durch die läutenden Glöckchen der auf den Weiden schmausenden Kühe und durch das melancholische Geschrei des Regenpfeifers unterbrochen, der vor uns aufzog. Dann und wann erschienen auf fernen Höhen die Gestalten

einzelner Hirten, welche ihre brüllenden Pfleglinge nach dem nächtlichen Schutze trieben. Endlich zeigte sich uns der düstere Miß, von den hohen Gebirgen, welche sich auf seinem westlichen Ufer erheben, in dunkle Schatten gehüllt. An seinem Gestade stand die einsame Wohnung, die uns einen Ruheort gewähren sollte. Ein lautes gellendes Gebell des Kettenhundes verkündete die Annäherung fremder Gäste und der „gute Ginnuf,“ ein dicker Hochlandbauer trat hervor, um uns zu bewillkommen. —

Literatur. — Von dem Leben des Feldmarschall Grafen York von Wartenburg, von Droysen (Berlin, Veit und Comp.) ist der zweite Theil erschienen, und wir sind also wieder um eine Quelle für die vaterländische Geschichte reicher geworden. Der Band enthält die Zustände Ostpreußens nach dem Abschluß der Convention von Taurroggen, die Gründung der Landwehr, den Anfang des Krieges und die Schlachten von Großgörschen und Bautzen; außerdem einen sehr reichhaltigen Anhang von Actenstücken, auch einige Nachträge und Berichtigungen zum ersten Theil der Biographie. — Bei dieser Lecture schwinden viele Illusionen. Gewöhnlich betrachtet man die folgenschweren Ereignisse dieser Monate nur im Großen und Ganzen, in der patriotischen Färbung, die durch den spätern Erfolg eine so augenscheinliche Berechtigung erlangt hat. Bei einer detaillirten Geschichte wird es uns klar, daß auch ein großes Ereigniß sich aus Einzelheiten zusammensetzt, die für sich betrachtet nicht gerade einen erhebenden Eindruck machen. Wer die Gesamtgeschichte jener Zeit schreibt, oder auch der Biograph eines Mannes wie Stein, der mit feuriger Entschlossenheit rücksichtslos seinem Ziele nachging und alle Schwächen und Kleinlichkeiten der Zeit über die Größe seines eigenen Willens vergessen läßt, hat darin eine viel günstigere Aufgabe. York gehörte zu den Männern, die eigentlich dazu bestimmt scheinen, sich in einer ordnungsmäßigen, geregelten, gegebenen Bahn zu bewegen, denen aber das Schicksal die Last auferlegt, durch einen unabhängigen Entschluß der Weltgeschichte eine neue Richtung zu geben. Daraus muß nothwendiger Weise eine Unsicherheit hervorgehen, die durch den einmaligen Entschluß keineswegs beendigt wird. Auf der einen Seite die mächtig drängende Stimmung des Volks und der Eifer jener Männer, die von ihrer großen Sache völlig durchdrungen waren und vor keiner Schwierigkeit zurückbehten; auf der andern die gänzliche Willenslosigkeit des Hofes, die ängstliche Rücksichtnahme nach allen Seiten, die Abneigung vor Allem, was nach Selbstständigkeit aussieht, und die hergebrachte Staatsweisheit, die sich am weisesten dünkt, wenn sie den Entschluß so lange hinauschiebt, bis es zum Entschluß zu spät ist: das Alles mußte Conflict hervorbringen, die einen Mann von dem Charakter York's in die traurigste Lage versetzten. Es ist ein sehr günstiges Zeichen für Droysen's historischen Sinn, daß er diesem Charakter dennoch ein lebendiges Interesse abgewonnen und ihn in seiner Berechtigung begriffen hat. Mit der Rücksichtslosigkeit, mit der Stein und seine Anhänger ihre Zwecke verfolgten, war nothwendiger Weise eine vielleicht etwas zu leichte Schätzung der eigenthümlichen Verhältnisse eines Staates verbunden, für den man sich damals nur in soweit interessirte, als von ihm die Action gegen Napoleon ausgehen mußte. — Zur Vermittelung dieses eisernen Willens mit dem unstaten, charakterlosen Willen der Regierung waren gemischte Charaktere wie York nothwendig, die zuerst mit einer gewissen ängstlichen Mühe und selbst mit Hartnäckigkeit alle Bedenken, die sich dem nothwendigen Entschluß entgegenzusetzen schienen,

zusammensuchten, sobald aber einmal der Entschluß gefaßt war, schon aus Stolz mit eben so großer Entschiedenheit dabei beharrten. Droysen hat diese Seite seines Helden sehr richtig hervorgehoben; er hat sich vielleicht etwas zu sehr hineingedacht und dadurch der entgegengesetzten Seite etwas an ihrem Recht entzogen. Selbst auf die Benützung seiner Quellen hat das einigen Einfluß gehabt. Nach der vorliegenden Darstellung sieht es so aus, als ob z. B. Schön mit dem Verhalten York's vollkommen einverstanden gewesen wäre, und das war doch nur sehr bedingt der Fall. Da das Werk doch vorzugsweise als eine historische Quelle zu betrachten ist, hätte es uns zweckmäßig geschienen, wenn der Geschichtschreiber auch den persönlichen Ansichten eines Mannes wie Schön über seinen Helden Raum gegeben hätte, mochte er nun dieselben theilen oder nicht. Das Urtheil bedeutender Zeitgenossen gehört immer zu den Quellen der Geschichte. Da es noch immer zweifelhaft ist, ob dieser greise Staatsmann den reichen Schatz seiner Erfahrungen auf irgend eine Weise dem Publicum mittheilen wird, so sollte man alle einzelnen Mittheilungen desselben mit der größten Sorgfalt aufbewahren. — Wenn aber die einzelnen bedeutenden Personen, deren Namen uns von früherer Zeit her geläufig sind, nicht ganz den Eindruck auf uns machen, den wir erwarteten, so tritt dagegen die Gesamtheit des Volks in einem überaus günstigen Licht hervor. Die Aufopferung der so schrecklich heimgesuchten Provinz in jenen drangvollen Zeiten ist des höchsten Ruhmes würdig, und es ist ein großes Verdienst von Droysen, dieses so scharf hervorgehoben zu haben. — Das Buch wird wesentlich dazu beitragen, dem patriotischen Gefühl ein reicheres Material und eine größere Klarheit zu geben. Es wird uns selbst ein Trost sein können für unsre Zeiten, da es uns lehrt, daß auch von untergeordneten Kräften Großes gewirkt werden kann, sobald nur in dem Volk selbst eine sichere Grundlage vorhanden ist. Es ist auch in sofern wichtig, als es dazu beiträgt, uns die unendlich wichtige Lage Preußens in der großen Weltbewegung, gleichsam seine historische Nothwendigkeit zu versinnlichen und uns immer von Neuem einzuschärfen, daß ohne eine wirkliche Erhebung Preußens der Fortschritt und die Freiheit Deutschlands eine sehr zweifelhafte Sache bleibt. —

Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten von Arenberg, Grafen von der Mark während der Jahre 1789, 1790 u. 1791. Nach der französischen Ausgabe des Herrn v. Bacourt deutsch bearbeitet von Städtler. Dritter Band. (Brüssel und Leipzig, Mayer und Platau.) — Wir haben die beiden ersten Bände bereits früher besprochen und auf die unendliche Wichtigkeit dieses Werkes für die Kenntniß der geheimern Fäden jener denkwürdigen Zeit hingewiesen. Der dritte Band geht noch über Mirabeau's Tod hinaus. Er enthält den Briefwechsel des Grafen von der Mark bis zum Ende des Jahres 1793, namentlich mit dem Grafen v. Montmorin und dem Grafen v. Mercy d'Argenteau, außerdem aber noch eine große Zahl von anderweitigen Briefen und Actenstücken, die in jene Zeit fallen. Die Anmerkungen des deutschen Herausgebers sind sehr verständlich und dienen dazu, auch denjenigen Theil des Publicums, der mit den Details der Geschichte weniger vertraut ist, zu orientiren. Der Band ist mit einem Autograph Marien Antoinettens verziert, von der in dieser Sammlung mehrere Briefe aufgenommen sind. — Eigenthümlich genug macht sich freilich dieses fortwährende selbstgefällige Schaffen und Wirken der Diplomatie, während doch ganz andere historische Kräfte auf den Schauplatz traten und der kleinen Staatsklugheit der

alten Zeit spotteten, und doch kann man nicht läugnen, daß dieselbe kleine Staatsflugheit durch ihre Zähigkeit und Ausdauer die größten Thaten überlebt und sie dadurch gewissermaßen überwunden hat. —

Wir wenden uns jetzt zu einigen neuen Erscheinungen im Gebiet der Literaturgeschichte. — Die Schiller-Goethe'schen Xenien, erläutert von Julius Saupe. (Leipzig, J. J. Weber.) — Der Verfasser hat sich schon früher durch die Schrift: „Schiller und sein väterliches Haus“ vortheilhaft bekannt gemacht. Das gegenwärtige Werk scheint zwar durch die vorhergehenden Werke von Dünker und Boas über den nämlichen Gegenstand einigermassen entbehrlich gemacht zu werden, es ist aber an sich sehr gut gearbeitet, sehr vollständig, mit zweckmäßigen biographischen und anderen Notizen versehen und bequem sowol zum Nachschlagen, als zur Lecture. Wie es mit jedem Gegenstand zu gehen pflegt, auf den man Fleiß und Mühe verwandt hat, so scheint auch der Verfasser die Bedeutung dieser literar-historischen Periode zu überschätzen; er stellt sie geradezu im Parallele mit Luther's Wittenberger Thesen. Für uns ist es eigentlich doch nur ein Symbol für den Geist jener Zeit, der in dergleichen den Mittelpunkt seines Sinnens und Trachtens finden konnte. Es ist uns zwar sehr interessant, die Kühnheit zu betrachten, mit der Goethe und Schiller allem Mittelmäßigen und Schlechten den Krieg erklärten, wenn auch so Manches mit unterließ, dem man nicht in jeder Beziehung beipflichten kann; einen weitem Werth haben aber diese Xenien für uns nicht mehr, denn was in denselben angedeutet ist, finden wir in dem Briefwechsel der beiden Dichter viel schärfer und vollständiger ausgesprochen. Wenn man sich auch heut zu Tage vorstellen könnte, daß wieder einmal ein Paar Geister von ähnlicher Bedeutung und Verhältniß zu ihren Mitbewerbern aufträten, und eine ähnliche Polemik eröffneten, so würde sich das Interesse dafür doch lediglich auf den Kreis der eigentlichen Literaten einschränken, das Volk würde davon nicht mehr berührt werden. Und es ist besser, daß es so ist. — — Vorlesungen über Goethe's Torquato Tasso, von Ludwig Eckardt. (Bern, Fischer.) Die Vorlesungen, die von Professor Troyler eingeführt werden, zeichnen sich durch sorgfältige Arbeit, durch warme Liebe zum Gegenstand und durch große Receptivität für die verschiedenartigsten Gesichtspunkte aus. Die Freunde des Dichters werden durch diese Lecture ihre Kenntniß über verschiedene auf den Dichter bezügliche Gegenstände erweitern und in ihrer Verehrung gefördert werden. Ob auch das Verständniß des Drama's dabei gewinnen wird, erscheint uns zweifelhaft. Wir glauben, daß man Goethe am besten versteht, wenn man sich nicht die Mühe giebt, mehr hineindichten zu wollen, als wirklich darin ist. Unfre weit ausgedehnte Speculation hat in uns die Neigung hervorgerufen, bei jedem Gedicht nach speculativem Inhalt zu suchen. Wir wollen die Empfindungen, die das Kunstwerk in uns erregt, in eine allgemein gültige Form gebracht wissen. Man hat in Tasso ein Bild vom Gegensatz des Weltmanns und des Poeten, vom Gegensatz der freien Empfindung und der Convenienz gesucht, und noch mehreres Andere. Man hat dabei immer übersehen, daß Goethe eigentlich ein ganz individuelles Verhältniß schildert. Tasso ist nicht der absolute Dichter, Antonio nicht der absolute Weltmann. Goethe hat die beiden Seiten seiner eigenen Natur in diesen beiden Personen aus einander gelegt, jeder von ihnen eine möglichst charakteristische Erscheinung geliehen, und

sie in Verhältnisse gebracht, wo nothwendig ein Zusammenstoß erfolgen mußte. Die edlen Frauenbilder seines Hofes hat er sinnreich darin verwebt, durch das südliche Costum, durch die äußerlichen Reminiscenzen an die classische Zeit der neuen italienischen Poesie einen poetischen Zauber darüber gebreitet und die Stimmungen und Ereignisse, die aus einem solchen Verhältniß hervorgehen konnten, mit dem Geist ächter Humanität verklärt. Es wird wol in den gebildeten Classen wenig verwahrloste Gemüther geben, die nicht dem sinnigen Spiel dieser Gegensätze mit Theilnahme, Bewegung und Andacht folgen, aber daß das Ganze ein Drama ist, das haben wir uns doch erst durch unsre Schulphilosophie einreden lassen. Jeder Mensch von natürlichem gesundem Gefühl, der den Tasso zum ersten Mal liest, wird durch den Schluß enttäuscht werden, denn es ist eine Handlung, die kein Ende hat. Erst nachträglich prägen wir uns allmählich die Ansicht ein, daß dieser Mangel einer Katastrophe gerade eine größere Feinheit ist, weil eine Katastrophe hervorzubringen jedem Alltagsdichter möglich wird. Im Uebrigen ist aber die Situation am Schluß des Drama's nicht wesentlich von der des Anfangs verschieden. Schon zu Anfang sind alle Personen darüber einig, daß Tasso zwar ein sehr interessanter Mensch ist, daß man aber sehr behutsam mit ihm umgehen müsse, weil sein Charakter keine Regel kennt. Dieselbe Ansicht bestätigt sich zum Schluß, und die guten und edlen Menschen, die wir während des Stückes kennen lernen, können in ihrer Beurtheilung nicht weiter gehen; sie werden Tasso eine Weile auf Reisen schicken und dann das alte poetische Verhältniß mit ihm wieder anknüpfen. Auch in Tasso's Charakter ist keine Krisis eingetreten; er wechselte schon zu Anfang zwischen den Extremen der Ueberschätzung und der Selbstanklage, in demselben Paroxysmus greller Contraste verlassen wir ihn. Hätte Goethe ein Drama schreiben wollen, so hätte ihm die wirkliche Geschichte einen viel günstigeren Vorwurf geboten. Das Haus Este mit seiner feinen Kunstliebe, seinem poetischen Leben und seinen duldbenden Madonnen hatte denn doch auch noch andere Seiten; es verstand mit Gift und Doldz so gut umzugehen, wie nur irgend eine italienische Dynastie, und unter der glatten Außenseite seiner Antonios kochte wilde verzehrende Leidenschaft. Unter solchen Voraussetzungen ist der Hintergrund eines Irrenhauses, in das man den Dichter sperrt, weil er einen Augenblick vergessen hat, daß er nur das Spielzeug seiner Herren und Herrinnen sein dürfte, wohl begreiflich. Der Goethe'sche Tasso kennt keine solche Nachgeschichte. — — Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Gesammelt von Professor Ernst Meier. Zwei Bände. (Stuttgart, Metzler.) Von demselben Verfasser haben wir schon früher die „deutschen Volksmärchen aus Schwaben“ erwähnt. Sein Buch hat ein durchaus wissenschaftliches Interesse. Er geht ganz richtig von der Ansicht aus, daß die Aufzeichnung solcher Sagen nur unter der Bedingung von Werth ist, daß man nichts Eigenes hinzuthut, daß man sie mit derselben Pietät behandelt, wie historische Thatsachen. Er hat ein wunderbares Talent dafür, dem Volk den Inhalt seines Bewußtseins zu entlocken und es in der ungeschwächten Kraft seiner ersten Erscheinung wiederzugeben. In der Vorrede deutet er auf die Gründe hin, aus denen die productive und die traditionelle Poesie im Volk allmählich verschwindet; sie sind namentlich in den Gemischungen des Polizeiwesens und dem Uebergreifen des Pietismus zu suchen. — Seine Sagen hat er streng nach den Gegenständen geordnet und so bei dem großen Reichthum derselben ein auch für den Gebrauch sehr bequemes und lehrreiches Handbuch zu Stande gebracht. Aus diesen

Symptomen des Volkslebens wird der denkende Geschichtsforscher fruchtbare Resultate für die Kenntniß der innern Natur des Volks ziehen können.

Die Methode der Wissenschaft. Ein Handbuch der Logik, von Professor Dyzoomer, aus dem Holländischen übersezt von Georg Schwindt. (Utrecht, Dannenfelder.) — Der Verfasser gehört zu jener Richtung der Wissenschaft, die den in's Grenzenlose überschweifenden Speculationen der neuern deutschen Philosophie die Beschränkungen der alten Logik entgegensezt. In sofern verdienen diese Bestrebungen ihre volle Anerkennung, denn durch die Neigung, die Begriffe und Ideen als vollständig losgelöst von der wirklichen Welt zu betrachten und dann mit ihnen umzugehen, wie mit Dingen von Wesen und Inhalt, ist viel Verwirrung in unser Denken gekommen. Zweckmäßiger wäre es aber, die Erkenntniß dieses Mangels immer nur auf bestimmte Fälle anzuwenden und den von allgemeinen Systemen hinlänglich befruchteten Geist auf das Einzelne zu richten, anstatt wieder neue Systeme auf der Basis des populären sogenannten gefunden Menschenverstandes zu errichten. Diese Denkweise hat bereits ihre vollständigen Systeme gehabt, und eine Rückkehr zu denselben ist nicht geeignet, die öffentliche Bildung wirklich zu erweitern. — Interessanter ist eine kleine Monographie von demselben Verfasser: **Conservatismus und Reform**; eine Abhandlung über Edmund Burke's Politik. Aus dem Holländischen von Hisgen. (Utrecht, Dannenfelder.) Hin und wieder scheint es so, als ob der Verfasser in seiner Vorliebe für Burke und in seinen conservativen Neigungen zu weit geht; bei einem genauern Studium aber wird man sich in den meisten Fällen mit ihm einverstanden erklären, und für das nähere Verständniß des großen englischen Schriftstellers Vieles gewinnen können. — **Eubiotik.** Entwurf einer historischen und psychologisch begründeten Lehre der Glückseligkeit, von Dr. v. Ruschdorf. (Berlin, Hempel.) Das Büchlein ist eine Art von Geschichtsphilosophie. Es werden die verschiedenen großen Perioden der Weltgeschichte charakterisirt und aus jeder irgend eine allgemeine, für alle Zeiten haltbare Lehre gezogen. Eine zusammenhängende, der Wissenschaft angehörige Darstellung kann daraus nicht hervorgehen, doch kann sich das Publicum an manchen treffenden Bemerkungen erbauen. — Das Buch der Christen, oder das neue Testament nach den Resultaten der neuesten wissenschaftlich-kritischen Forschungen, insbesondere der Tübinger theologischen Schule betrachtet, für gebildete Leser aller Stände von Richard Clemens. (Bernburg, Gröning.) — Zur Orientirung für den Laien, der sich mit den Resultaten der Tübinger bekannt machen will, ist das Büchlein ganz geeignet. Es gehört dem rationalistischen Standpunkt an, d. h. jener Auffassung, die im neuen Testament eine wesentlich historische Grundlage sucht, aber modificirt durch die wechselnden Stimmungen und die dogmatischen Zwecke der Verfasser. —

Illustrirter Pariser Führer. Ein vollständiges Gemälde der Seine-Stadt und ihrer Umgebungen. Mit Abbildungen der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten, einem Orientirungsplan von Paris, den Plänen des Friedhofes Père Lachaise, Jardin des Plantes und von Versailles und einer Karte der Umgebungen von Paris. (Leipzig, F. J. Weber.) — Als ein praktisch brauchbares, sehr vollständiges und elegant ausgestattetes Reisehandbuch zu empfehlen. —

— Von dem deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm (Leipzig, Weidmann), ist so eben die dritte Lieferung ausgegeben. Sie enthält die Artikel „Anstehen“ bis „Aufschäumen.“ Wer sich von der Fülle von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, die in diesem ganz einzigen Werk aufgeboten ist, einen Begriff machen will, dem würden wir unter Anderen den Artikel „Art“ zum aufmerksamen Studium empfehlen. Wir würden ihn, als ein wirklich eclatantes Beispiel von Forschung, hier aufnehmen, wenn er nicht zu lang und zu gelehrt wäre. — Aber eine kleine Ausstellung können wir noch immer nicht unterdrücken: Die Sprache der Gebrüder Grimm, und selbst ihre Orthographie, ist doch zu ungewöhnlich, sie erschwert die Lecture, und da hier nicht bloß von einem Werk der Gelehrsamkeit, sondern von einem Nationalunternehmen die Rede ist, so bleibt das immer ein Uebelstand. Wir sind wahrhaftig nicht für jene Einseitigkeit, die das Dictionaire de l'Académie Française in die französische Sprache eingeführt hat, aber es ist doch ein Maß in allen Dingen, und etwas Anschmiegen an die geltende Regel würde die Ehrfurcht nicht vermindert haben, die jeder Unbefangene vor einer so unbedingten wissenschaftlichen Herrschaft über die Sprache empfindet. Auch die Sprachwissenschaft muß sich zuletzt auf das Gemeinwesen stützen; eine zu aristokratische Haltung vereinsamt.

Theater. — Das alte Sprichwort, daß die Kunst nach Brod geht, wird in unsren Verhältnissen doch nicht mehr überall Anwendung finden. Abgesehen von den Weltberühmtheiten, die Europa und Amerika durchwandern, und bei deren Verdienst man bald nach sechs Nullen wird rechnen müssen, sind doch auch die auf einen geringern Raum eingeschränkten Notabilitäten in einer ziemlich günstigen Stellung. So hat z. B. Fräulein Jenny Key ihren Contract mit Dresden auf die Bedingungen abgeschlossen, daß sie 5500 Thaler Gage, 20 Thaler Spielhonorar, drei Monate Urlaub und nach acht Jahren 2500 Thaler lebenslängliche Pension erhält. Da die Londoner Theater für jede Saison eine neue Berühmtheit brauchen, so könnte sie leicht das eine oder das andere Jahr für ihre Urlaubszeit sich als Nebeneinnahme noch ein Honorar von etwa 2000 Pfund ersingen, was Eins in's Andere gerechnet doch eine nicht ganz ungünstige Situation genannt werden kann. — Roger, der Pariser Tenor, hat für die zwei Monate in Berlin 8400 Thaler erhalten. — Der Tenorist Under hat ein Gebot von 10,000 Gulden mit 3 Monat Urlaub, garantirt auf 10 Jahre, mit der Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von 2500 Gulden, das ihm von der k. k. Regierung gemacht ist, ausgeschlagen! —

Mit Bedauern vernehmen wir, daß Heinrich Marschner in Hannover seine Entlassung eingereicht hat und daß diese angenommen sein soll. —

Frau v. Stranz ist für die Wiener Oper engagirt. — Fräulein Westerstrand, die neue „Schwedische Lerche“, hat bei ihrem ersten Auftreten in Wien nicht das Glück gemacht, welches man erwartete. —

Als neue Opern werden genannt: „Nisida, die Perle von Procida“, von Barbieri, Musikdirector in Hamburg, und „Benvenuto Cellini“ von Leo Kern, einem reichen Kaufmann in Pest.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.

10. JULI 1973

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

